



Ehrliche Erfindungen

Felicitas Hoppe als Erzählerin
zwischen Tradition und Transmoderne

Svenja Frank / Julia Ilgner (Hg.)

Svenja Frank, Julia Ilgner (Hg.)
Ehrliche Erfindungen

Lette

Gretzky & ‚Hoppe‘ – vom Spiel ‚auf dünnem Eis‘ zu poetischen Freiheiten

Eine essayistische Annäherung an *Hoppe* (2012)

UWE DÖRWALD

VORGEHEN

Zwei Dinge gleich zu Beginn: Erstens – und dies betrifft einen persönlichen Aspekt – müsste ich auf die vor Gericht übliche Frage: ‚Sind Sie mit der Autorin verwandt oder verschwägert?‘ mit ‚Ja.‘ antworten und könnte ruhigen Gewissens jede Aussage zu und auch jede Beschäftigung mit ‚Hoppe‘ verweigern. Da ‚Hoppe‘ aber – wie wir (jetzt) aus sicherer literarischer Quelle wissen – keine Geschwister hat beziehungsweise sich diese nur erfindet und unverheiratet ist und folglich auch keinen Schwager haben kann, der als Germanist und als Berater in der ‚freien‘ Wirtschaft arbeitet, kann ich mich – Dank sei der Einbildungskraft – auch ohne Bedenken frei und hoffentlich auch mit einem zwinkernden Auge zu ‚Hoppe‘ und *Hoppe* äußern. Zweitens – dies betrifft mein Vorgehen – wird dieser Beitrag eher essayistischer und assoziativer Natur sein als strengen (literatur-)wissenschaftlichen Kriterien genügen. Ich werde versuchen, ‚Hoppe‘ näher zu kommen – mit meiner Erfahrung als interessierter Leser gegenwärtiger philosophischer, historischer und soziologischer Literatur. Mein Blick ist neben anderem auch der eines Trainers, der im Hochleistungssport tätig war und den auch die sportlichen und spielerischen Aspekte des Textes interessieren und die Frage, was diese sportlichen Elemente mit ‚Hoppe‘ zu tun haben. Ich möchte der Frage nachgehen, wie Hoppe diesen Gesichtspunkt produktiv in den Text integriert, um eine Entwicklung zu beschreiben – vom Eishockey zum Schreiben, vom Sport zur geistigen Arbeit. Schließlich interessiert mich, warum diese Entwicklung so und nicht anders verlaufen muss. Also, warum ‚Hoppe‘ sowohl auf dem Eis als auch in der Musik *scheitern muss* – aber als Schriftstellerin besteht.

Ich gehe so vor, weil es, wie Hoppe selbst sagt, nicht den oder „keinen Schlüssel zur Welt gibt“ (*Hoppe*, S. 256) und damit auch nicht zu literarischen Texten, und weil gilt, was Hoppe in ihrer *Büchnerpreisrede* (2012) über Kunst gesagt hat: „Kunst ist nämlich, was nicht zu fassen ist, was sich entzieht, nicht gehorcht, was uns unheimlich ist, weil es sich, genau wie Leben und Sprache ständig verändert.“ (*Büchnerpreisrede*, S. 33).¹ Ein Satz übrigens, der von Michel de Montaigne (1533-1592) stammen könnte, der schrieb: „Nie haben zween Menschen von einerley Sache einerley Urtheil gefällt. Und man kann unmöglich so wohl bey verschiedenen Menschen, als bey einem einzigen zu verschiedenen Zeiten, vollkommen ähnliche Meynungen finden.“² Übrigens auch ein Satz, der die Arbeit von Geisteswissenschaftlern hinterfragt, die sich wie Peter Sloterdijk meint „mehrheitlich als freischwebende Beobachter im Archiv eingerichtet [haben]“.³ Dennoch, und weil wir nicht aufgeben, der Literatur eine Bedeutung abzurufen, was im Hinblick auf den *Impact Factor* auch einen sportlichen Aspekt haben kann, beschäftigen wir uns mit Literatur und haben im besten Fall und ökonomisch gesprochen so etwas wie einen ‚Mehrwert‘ von dieser Beschäftigung. Wir als Leser, die nach Sinn und Bedeutung oder den Erzählprinzipien in der Literatur und bei Hoppe suchen, werden „ohnehin alles durcheinanderbringen“, wenn wir ein literarisches Werk betrachten, weil wir uns „die Freiheit, die Hoppe im Akt des Schreibens erfährt“,⁴ auch als Leser nehmen dürfen.

AUGE IN AUGE

Ein wesentlicher Aspekt, den ich hervorheben möchte, sind Freiräume und Spielräume, die Hoppe durch ihre Texte erschließt. Unter ‚Freiräumen‘ verstehe ich das Aufscheinen von literarischen Momenten, die vermeintlich reale Gesetzmäßigkeiten wie Sachzwänge oder alternativloses Handeln außer Kraft setzen oder zumindest versuchen, dies zu tun. Die Nutzung von Freiräumen verschiebt dabei Grenzen, ästhetische in der Literatur und reale in unserem Verhältnis zur Wirklichkeit.

Um dies beschreiben zu können, beziehe ich mich in einem ersten Schritt auf den poetologischen Text *Auge in Auge* (2007), der zwar einen expliziten Bezug zu

-
- 1 Vgl. hierzu auch die Passage aus dem Aufsatz *Auge in Auge* (2007). Dort heißt es: „Ich bin keine Dichterin, aber ich behaupte: Poesie ist ein Raum der Freiheit, in dem Zeitgenossenschaft nicht gefordert ist. Das reine Glück. Nicht zu fassen. Nicht zu haben.“ (*Auge*, S. 14).
 - 2 SLOTERDIJK, 2009, S. 674.
 - 3 Ebd.
 - 4 SPIEGEL, 2012, S. 10.

Hoppes Roman *Johanna* (2006) aufweist, aber auch eine Ästhetik oder eine Programmatik enthält, die für weitere Hoppe-Texte gilt. Auch für den Roman *Hoppe*. Denn hier befindet sich die Autorin ‚Auge in Auge‘ mit der Romanfigur ‚Hoppe‘ und nicht mehr mit ‚Johanna‘.

In *Auge in Auge* macht Hoppe klar, was ihr als Schriftstellerin am Herzen liegt. Sie ist eine Autorin, die ihren Verstand gebraucht, aber sie sagt auch „Verstand schließt Hingabe und Leidenschaft nicht aus, sondern ein“ (*Auge*, S. 2). Gemeint sind Hingabe und Leidenschaft in Bezug auf Sprache und in Bezug auf die Einbildungskraft. Leidenschaft ist aber auch etwas, was im Sport wie zum Beispiel im Eishockey eine wichtige Rolle spielt, ebenso wie in der Musik. Ohne Leidenschaft für eine Sache, gibt es keinen Erfolg. ‚Leidenschaftlich-Sein‘ ist auch ein Attribut von Freiheit:

Es gilt nicht nur, daß jemand, der leidenschaftlich frei in seinem Tun ist, seine Arbeit *mag* und *glaubt*, daß sie wertvoll ist. Das wären viel zu blasse Beschreibungen für das, was mit ihm geschieht. Von ihm gilt Stärkeres: Er *muß* wollen, was er will. Dieses Müssen wird nicht als etwas erlebt [und gelebt], das ihn überrollt wie eine innere Lawine, gegen die er sich nicht wehren kann, sondern als etwas, das ihn trägt. – Daß ein leidenschaftlicher Wille, obgleich alternativlos, für den Wollenden Freiheit bedeutet, zeigt sich daran, daß er planvoll alles [...] vermeidet, was ihn von seinem Willen abbringen könnte. Denn er weiß: Ein solches Abbringen müßte Entfremdung und also Unfreiheit bedeuten.“⁵ (Erg. U. D., Hvhbg. i. Orig.)

Und weil ‚nichts so intensive Gegenwart oder Präsenz schafft wie Leidenschaft‘, ist ‚Hoppe‘ *leidenschaftliche* Eishockeyspielerin, *leidenschaftliche* Dirigentin und eine *leidenschaftliche* Deutschlehrerin, die in ihren Tätigkeiten mit Leib und Seele aufgeht – und wohl auch eine *leidenschaftliche* Autorin, die sich in ihrer Literatur einen Freiraum schafft, weil sie ‚mit dem Leben nicht einverstanden ist‘. Denn in ihrer Literatur, „[i]n diesem „Als ob“ reist Hoppe nach eigenen Gesetzen, eigenen Karten und eigener Zeitrechnung“ (*Hoppe*, S. 103) und schreibt gegen Gewohnheiten und fragwürdige Regeln an, auch indem sie ihre eigenen Aussagen immer wieder revidiert.

In *Auge in Auge* grenzt sich Hoppe ab und will sich nicht einordnen (lassen) „in die Gruppe der, [...] sezierenden oder rein analytischen Schriftsteller, [...] die stolz sind auf ihren kalten Blick“ (*Auge*, S. 3). Und sie kritisiert das in der Literatur in Mode gekommene „Nacherzählen von Biographien“, das einen „Wunsch nach Ordnung zeigt“ (ebd., S. 5). Hoppe versucht, sich mit ihren Texten, die auf gewagte Weise Grenzen überschreiten, diesem „Wunsch nach Ordnung“ und damit auch dem Wunsch nach Einordnung, zum Beispiel auch in eine literaturwissenschaftliche

5 BIERI, 2005, S. 424f.

Kategorie, zu entziehen. Dieses *Spiel*, den Schubladen, in die man nicht gesteckt werden will, zu entgehen, ist ihrer von Ossip Mandelstam (1891-1938) entlehnten Maxime geschuldet, dass gute Texte nicht paraphrasierbar sind, sondern eine eigene Welt entstehen lassen, die nach eigenen Gesetzen funktioniert.⁶

Natürlich kann man sagen, dies sei ein „bisschen zu viel [theoretisches, U. D.] Gepäck im Rucksack“ (*Auge*, S. 5), aber neben der „Thematisierung des Zweifels“ (ebd., S. 13), von dem Hoppe während ihres schriftstellerischen Tuns begleitet wird, ist sie meist schneller als ihre Zweifel und ihre Angst, auch weil sie weiß: „Wer von dem Gedanken besessen ist, alles vollkommen richtig zu machen, deformiert damit möglicherweise seine Arbeit.“⁷ Hoppe bleibt produktiv und umschiffert eine weitere Falle, in der Schriftsteller ihr zufolge oft stecken. Sie wählt für sich „Sprache und Imagination“ als ihre Mittel, um sich zur Welt, zur Geschichte und zur eigenen Biografie (siehe *Hoppe*) in ein Verhältnis zu setzen. Das schließt die Tätigkeit des Chronisten, des Journalisten und des Wissenschaftlers aus (vgl. *Auge*, S. 13). Dies ist es, was positiv an Hoppe irritiert. Sie sorgt wie ein guter Lehrer für Unruhe, regt zum Nachdenken an⁸ und wie der Löwe am Ende des Jugendbuches *Iwein Löwenritter* (2008) sagt, ist sie – auch im Sinne guter Eigen-PR – eine gute Erzählerin: „[I]ch liebe Geschichten. [...] Und so gut wie ich erzählt sie euch keiner. Ich war schließlich dabei.“ (*Iwein*, S. 250).⁹

Der Frankfurter Philosoph Martin Seel schreibt in seinem Buch *Theorien* (2009): „Der Philosoph ist der Feind des Textes – er nimmt sich ihm gegenüber alles heraus.“¹⁰ Ich möchte nicht ganz so apodiktisch wie Seel formulieren: Denn die Freiheit, sich gegenüber einem Text (fast) alles herauszunehmen, entspricht auf gewisse Art und Weise der Freiheit unserer Schriftstellerin, sich gegenüber ihren Gegenständen nicht wie eine Chronistin, nicht wie eine Wissenschaftlerin und nicht wie eine Journalistin zu verhalten. Und in *Hoppe* lesen wir: „Recherche ist doch bloß eine faule Ausrede für alles, was man sich nicht selbst vorstellen kann.“ (*Hoppe*, S. 170). Voraussetzung für Imagination, die Umsetzung von Vorstellungskraft in einen literarischen Text ist neben Talent natürlich die schriftstellerische Praxis. Also das Schreiben selbst, der einsame Prozess am Schreibtisch, bei dem einem niemand zuschaut und natürlich das ständige von Zweifeln begleitete Überarbeiten des Textes. Dem Trainingsprozess eines Spitzensportlers ist dies nicht unähnlich: So

6 Vgl. ebd. S. 6. Die Schwierigkeit, Hoppe zu paraphrasieren, zeigen auch manche Kritiken. Vgl. dazu NEUHAUS, 2012.

7 SENNETT, 2008, S. 22.

8 Vgl. ebd., S. 15.

9 Zur Figur des Löwen und seiner strukturierenden Funktion im Text vgl. ausführlich den Beitrag von Maria Hinzmann in diesem Band.

10 SEEL, 2009, S. 250.

wie der Sportler erst nach dem Wettkampf weiß, ob das Training zum Erfolg führt, so weiß auch der Schriftsteller erst nach der Publikation, ob sein Werk in der literarischen Öffentlichkeit Anerkennung findet.

Kommen wir auf die Leidenschaft zurück. In der Leidenschaft für die Sprache treffen sich beide, der Philosoph Peter Bieri sowie die Autorin Felicitas Hoppe. Das Trennende und uns positiv Irritierende ist die Imagination. Denn die „Lektüre solcher Texte [...] macht [...] nervös“, nicht zuletzt weil das Team der Hoppe-Protagonisten „auf Trainer und Publikum pfeift“ (Hoppe, S. 63) und ein Eigenleben entwickelt – zum Beispiel in der Variante der Rattenfängergeschichte, die zum Positiven hin gewendet wird – zu einem ‚Hinaus-in-die-Welt‘.

In diesem Sinn ist und bleibt sowohl Hoppe als auch ‚Hoppe‘ ‚ein Kind für Ideen‘ – zwar weniger für’s Geschäft, obwohl sie das Wort ‚Geschäftsidee‘ schätzt, allerdings mit der Betonung auf dem zweiten Wortteil – den ‚Ideen‘, deren Charakter es ist, flüchtig zu sein und die gleichwohl zum Nachdenken anregen. Und Hoppe ist sich auch bewusst, dass ‚wir alle auf dünnem Eis spielen‘ (vgl. ebd., S. 24). Aber – solange wir (auf diesem Eis) spielen (und noch nicht eingebrochen sind), solange wir uns Geschichten erzählen, bleiben Freiräume bestehen oder werden neu erschaffen – nämlich dadurch, wie wir uns zur Welt, zu dem was ist, verhalten (können) und zwar – eigenwillig (dies aber nicht im Sinne von Trotz oder Sturheit); denn ‚Hoppe‘ ‚hält sich an einmal getroffene Absprachen‘.

Der bereits zitierte Peter Bieri schreibt zum ‚Eigenwillig-Sein‘ als einem weiteren Attribut der Freiheit:

Frei zu sein heißt, eigenwillig zu sein. [...] Eigenwillig kann man auf mancherlei Weise sein: durch das, was man tut, durch die Art und Weise, wie man sich darstellt, durch die besondere Bewertung, die man den Dingen gibt. Doch es gibt zwei Spielarten des Eigensinns, die besonders viel mit Willensfreiheit zu tun haben: der Eigensinn der Phantasie und der sprachliche Eigensinn. [...] Wenn Phantasie zum pointierten Ausdruck von Freiheit wird, ist sie erarbeitete und bearbeitete Phantasie, die einbezogen ist in den Prozeß der Aneignung des Willens. Eine besondere Form der Aneignung ist die Entwicklung von sprachlichem Eigensinn oder, wie man auch sagen könnte, stilistischer Individualität. Es könnte jemanden geben, der nichts lieber tut, als immer von neuem im umfassendsten Wörterbuch seiner Sprache zu lesen und sich zu fragen, welche Wörter und Wendungen zu ihm passen und welche nicht. Er wäre damit beschäftigt, die Grenzen seines Selbst zu erkunden, in dem er über die Grenzen seines Wortschatzes nachdenkt. Dieser Mensch wäre ein erbitterter Gegner aller sprachlichen Mitläufer, die auf den Wellen der Sprachmode reiten.¹¹

11 BIERI, S. 429f.

Diese Beschreibung trifft vielleicht auch auf Hoppe zu, dafür jedenfalls spricht ihr Sinn für Sprachspiele und experimentelle Formgebung. Immerhin spielt sie gerne mit Worten und Geschichte(n) und lotet Sprache aus.

Hoppe schreibt, eigenwillig wie sie ist: „Poesie ist ein Raum der Freiheit, in dem Zeitgenossenschaft nicht gefordert ist. Das reine Glück. Nicht zu fassen. Nicht zu haben.“ (*Auge*, S. 14). Beide – Philosoph und Autorin – betrachten die Poesie, die Fantasie, die Imagination und die Sprache als Raum der Freiheit, durch den man dem „Konzept des Alltags“ mit seinen verhassten Gewohnheiten und „Routinen und Wiederholungen“ (*Hoppe*, S. 257) etwas entgegensetzen kann. Dieses Entgegen geschieht zum Beispiel dadurch, dass *der Spieler versucht, das Spiel zu bestimmen*, diesem seine Regeln zu oktroyieren, oder dadurch, dass die Autorin versucht, ihrem Text Form zu geben – nach eigenen Regeln, sodass im besten Falle Neues entstehen kann, auch wenn es sich um ein ‚zusammengemixtes Schlaraffenland der Fantasie und eine intertextuell gebaute Landschaft‘ oder ‚um ein unendlich scheinendes Verweisungssystem‘ handeln sollte.

TRAINING UND ENTWICKLUNG(SGESCHICHTE)

Im Folgenden widme ich mich zunächst dem Aspekt des Trainierens im Allgemeinen und dann der Entwicklung bei ‚Hoppe‘.

Der amerikanische Romancier John Irving (*1942) macht folgende Analogie zwischen Trainieren und Schreiben auf: „Schreiben ist im Grunde genommen wie Trainieren, also Trainieren für einen Sport. Niemand sieht einen dabei, kein Rampenlicht, kein Scheinwerfer, man muss üben, üben, üben, sprich man muss wiederholen, wiederholen – und es geht auch um Drill.“¹²

Allen Trainingsansätzen, seien sie für den Einzelsportler oder für eine Mannschaft konzipiert, sind folgende Komponenten gemein: Es gibt

- den zu Trainierenden (mit allen seinen Stärken und Schwächen),
- einen Trainingsplan samt Ziel, Strategie und Taktik, von dem man auch erst am Tag X weiß, ob alles angemessen war,
- und einen Trainer, der immer auch versucht seine eigene Auffassung der Sportart umzusetzen.

In ‚Hoppe‘ finden wir eine Trainierende, die offensichtlich, neben Talent, auch Freude am Spiel hat, aber ihren Trainer zur Verzweiflung bringt. Denn ‚wie jeder Trainer‘ praktiziert auch Bamie Boots

12 Zit. n. SCHÄFER, 2012.

im Verhältnis zu seinem Schützling ein Unterstützungsverfahren, das man am besten als „Technik der Motivationsverschränkung“ beschreiben könnte. Wenn schon jeder Athlet von sich aus eine gute Portion Erfolgswillen mitbringt, obliegt es dem Trainer doch, in diesen Willen einen zweiten Willen einzupflanzen, seinen eigenen, der den ersten steigert und über seine Krisen hinwegträgt. [...] [S]o kann der Athlet zu Höhen der Leistung getragen werden, die sich ohne die Verschränkung der beiden Willen nie hätten erreichen lassen.¹³

Die Definition des Trainers besteht darin, „daß er will, der Athlet solle wollen, was er, der Trainer, für ihn will. Der Athlet soll wollen, was nicht ganz unmöglich, aber doch wenig wahrscheinlich ist: eine nie unterbrochene Folge von Siegen.“¹⁴ Ein Trainer ist also derjenige, „der will, daß ich will“,¹⁵ und er macht bewusst: „Der Mensch kommt nur voran, solange er sich am Unmöglichen orientiert.“¹⁶

Weil ‚Hoppe‘ aber eigensinnig ist, das Spiel (Eishockey) als Spiel versteht und somit nicht in erster Linie auf das Gewinnen aus ist, ist sie untauglich für dieses Prinzip. Sie schießt über das Ziel hinaus und ihr wird jener „Hang“ attestiert,

„mit dem man nichts anfangen konnte, diese lästige Neigung, andauernd über das Spielfeld hinauszudenken. Ehrlich gesagt: Was macht man erstens mit einem, der andauernd denkt. Zweitens mit einem, der andauernd drüber hinausdenkt. Man sagt sich, okay, von mir aus, für den Fall des Falles ein guter Verlierer.

Aber was will man mit einem guten Verlierer, wenn man, de facto, gewinnen will.“ (Hoppe, S. 31)

Und ihr Trainer, der als mittelmäßig charakterisiert wird, sagt weiter:

„Was Sportsgeist betrifft[“], [...] [,]war sie bemerkenswert. Na gut, was ist schon Sportsgeist? Ich glaube, sie war einfach verliebt in das Wort, sie war andauernd verliebt in Wörter, was mir, ehrlich gesagt, auf die Nerven ging. Andauernd sagte sie Sachen wie: Was ist Sport ohne Geist und Geist ohne Sport? Geist, sagte ich, ist, wenn du den Mund hältst. Und Sport ist, wenn du jetzt einfach mal deine Kufen polierst, die Schuhe anziehst und zusiehst, dass du warm wirst und aufs Eis kommst. Und läufst und triffst. Alles andere interessierte mich nicht.“ (ebd., S. 32)

Dies steht im Gegensatz zu ihrem Eishockeypartner Wayne Gretzky, der wahrscheinlich wie jeder Leistungssportler immer auf Sieg spielte und wahrscheinlich

13 SLOTERDIJK, 2009, S. 456.

14 Ebd.

15 Ebd., S. 456f.

16 Ebd., S. 700.

seine Trainer akzeptieren konnte. Er litt sicher nicht unter dem „Ausgleichswahn“, der dazu führte, „dass sie die schönsten Chancen verpatzte, vor dem Tor abdrehte, einen Pass verweigerte“ (ebd., S. 93). Gretzky war vielmehr elegant und hatte den nötigen Biss, den man braucht, um im Sport ein Großer zu werden. Gretzky beging sicher auch keine Regelverstöße – „unkorrekte Ausrüstung“ (ebd., S. 63) wie zum Beispiel das Tragen eines Rucksacks während des Spiels –, sondern wurde zum größten Eishockeyspieler aller Zeiten.

„Hoppe“ hingegen wechselt das Metier, nicht weil sie das Spiel unbedingt „satt-hatte“ (ebd., S. 64), sondern weil sie es durchschaute und deshalb anfangs, sich zu langweilen, oder weil sie dem Spiel nicht ihre Spielregeln geben konnte und ihrem Vater nicht gefiel, „was seine Tochter da machte. Weshalb er sich dann diese Frau besorgte, die Fly vom Eis an die Tasten brachte. [...] Und die ihren Schülern das Stadion missgönnt, weil sie niemals auf einer Bühne saß und bis heute von nichts als vom großen Applaus träumt.“ (ebd., S. 65) – soweit „Hoppe“ Trainer.

Davon abgesehen, dass Eishockey ein aggressiver und körperbetonter Sport und im Profibereich wie auch Wasserball oder Rugby eine reine Männerdomäne ist, und abgesehen davon, dass „Hoppe“ sich in dieser sportlichen Episode gewissermaßen als ideale Sportsfrau stilisiert, bleibt diese Episode auf ‚dünnem Eis‘ eine wichtige Entwicklungsstufe in ‚Hoppes‘ Biografie. Die Eishockeyepisode der kanadischen Jahre, kennzeichnet und prägt ihre Kindheit. Da sie ihren Trainer nicht akzeptiert, sich an den Regeln reibt und diese missachtet und weil sie Eigensinn und auch sich selbst über das Spiel hinaus entwickelt, lernt sie früh eine Lektion: Auf dem Eis ist man nicht frei. Auf dem Eis kann man nicht machen, was man will. Es gibt da noch die Regeln, die Mannschaft, den Trainer und den Schiedsrichter in schwarzen Hosen, die einem den Spaß am Spiel verderben können.

Ebenso wenig wie es Zufall zu sein scheint, dass „Hoppe“ in ihrer kanadischen Kindheit an der Seite von Wayne Gretzky Eishockey spielt, scheint es Zufall zu sein, dass sie sich in den australischen Jahren der Musik verschreibt oder später in Amerika Deutsch unterrichtet. Man kann darin eine Entwicklung erkennen: In Kanada sehen wir das Kind, das sich auf dem Eis mit Hingabe körperlich verausgabt, in einer Mannschaft spielt und einen Trainer hat. Die Jugendliche widmet sich hingegen der Musik.

Auch in diesem Bereich geht es um das Üben, um das Zusammenspiel, um Harmonie, um Form, aber auch zunehmend um Präzision. Auch hier gibt es eine Art ‚Mannschaft‘ – das Orchester, das ein gemeinsames Ziel verfolgt, das allerdings nicht – wie im Sport – darin besteht zu gewinnen, sondern darin, möglichst perfekt zu harmonisieren und dem Ganzen dennoch den Anschein der Leichtigkeit und des Spiels zu verleihen. Aber auch hier geht es darum, dass sich der Einzelne im Orchester einem Ziel und einem Dirigenten unterordnet. Und auch hier kommt ‚Hoppe‘ ihr Eigensinn in die Quere und macht ihr einen Strich durch die Musikkarriere, denn ‚Hoppe‘ ist

[„]bei aller scheinbaren Besessenheit alles andere als perfektionistisch, womöglich pedantisch [...], sondern großzügig bis zur Nachlässigkeit und Selbstaufgabe.“ Eine Großzügigkeit, von der Quentin behauptet, sie trage manchmal Züge einer gewissen Gleichgültigkeit, weil es ihr offenbar „auf etwas ganz anderes ankam, das mit dem, womit sie scheinbar beschäftigt war, nur höchst oberflächlich in Verbindung stand. Dies und nichts anderes“, kommt Quentin zum Schluss, „ist auch der Grund, weshalb sie, bei allergrößter Begabung, später nie im Konzertsaal bestehen konnte, weil sie auf unerklärliche Weise ihre ganze Begabung verschenkte. Sie hatte einfach zu viel davon, so viel, dass sie niemals begriff, was es, im guten Sinn, heißt zu sparen, wie man sich einteilt.“ (Hoppe, S. 185)

Übrigens auch eine Eigenschaft, die Sportler besitzen müssen, wenn sie nicht ins Übertraining geraten und weiterhin Höchstleistung bringen wollen: die Fähigkeit, zu erkennen, wann es sinnvoll und angebracht ist, eine Pause zu machen. Auch in Sachen Pausen kennt sich die Autorin aus:

Immer wieder kam es in Mels Kompositionsklasse zu Zusammenstößen, weil Felicitas die eigenwillige Angewohnheit hatte, Kompositionsprinzipien auf überraschende Weise aus völlig fachfremden Bereichen abzuleiten. In einem Referat über *Die Pause (The Art of Pause)* sprach sie, zur Überraschung aller Anwesenden, eine geschlagene Stunde lang nicht über Musik, sondern über Eishockey und über die höchst seltene Fähigkeit zur ‚Ausdehnung des Moments‘ (‚Extending the moment‘), das Einzige, was den Puck ins Tor und die Kunst zum Erfolg bringe. (Hoppe, S. 209)

Überehrgeizige Sportler wie Musiker müssen zuweilen durch Trainer und Dirigenten gebremst werden; sie müssen lernen, den entscheidenden Moment abzuwarten. ‚Hoppe‘ aber, erst einmal für eine Sache entflammt, lässt sich kaum bremsen. Weder beim Reden, und wenn, dann nur durch einen Kuss, der ihren nie versiegenden Redefluss (endlich einmal) unterbricht, oder durch einen Trainer, der ihr klar macht, es sei Zeit, den Worten Taten auf dem Eis folgen zu lassen. Ihr Motto scheint eher dem von Ms Bell zu entsprechen: „GANZ ODER GAR NICHT“ (ebd., S. 236, Hvhbg. i. Orig.). Diese Ms Bell hat als Kunstageantin klare Ansprüche, an das, was Qualität ist. „Qualität [...] sei bekanntlich kein Hexenwerk, sondern nichts als die Frucht langjähriger Mühe und Arbeit. Sie selbst, daran lässt sie nicht den geringsten Zweifel aufkommen, unterscheidet den Künstler vom Hochstapler „auf hundert Meilen, mir macht man nichts vor.“ (ebd.).

MÜHE UND ARBEIT – TRAINIEREN UND ÜBEN

Auch diese Tugenden sind ‚Hoppe‘ eigen. In die Quere kommen ihr aber eine „Vorliebe für [...] Umwege und unvermutete Richtungswechsel“ (*Hoppe*, S. 230) und diese motivieren ihr Schreiben ursächlich; nachdem sie als Deutschlehrerin an einem College unterrichtet und sich als Lehrerin ausgiebig mit Grammatik und Sprache befasst hat. Übrigens die erste Tätigkeit, bei der sie keinen Trainer oder Lehrer im engeren Sinne hat und selbst Wissen vermittelt. Im Unterricht wird nach ihren Regeln gespielt, wie zum Beispiel bei der überaus anschaulichen Vermittlung der Deklinationen (vgl. ebd., S. 305). Den Grund, weshalb sie mit dem Schreiben angefangen und bis heute nicht mehr aufgehört hat, nennt sie selbst: „weil ich da machen kann, was ich will, und mich nicht mit drittklassigen Phantasien herum-schlagen muss.“ (ebd., S. 112).

Dieser vollkommen subjektive Grund, sich weder mit Trainern und Dirigenten noch mit anderen Vorgesetzten arrangieren oder sich Spielregeln unterordnen zu müssen – „da ist mir das Spielfeld einfach zu klein“ (ebd., S. 190) – kennzeichnet sie als freie Autorin, die stattdessen das Wagnis des Erzählens eingegangen ist. Mit ihrem Erzählen, mit ihrem *verfeinerten und perfektionistischen* Verfahren „Literatur aus Literatur herzustellen“ (ebd., S. 113) hält sie sich und uns als Leser, die Längeweile vom Leib und eröffnet uns und sich jenen Freiraum, den Literatur und im Speziellen *Hoppe* bieten können: „ein Recht auf die Chance, ein Recht auf die Reise, ein Recht darauf, ein Schiff zu besteigen und die Welt mit eigenen Augen zu sehen.“ (ebd., S. 120). Ihr gelingt dies durch die Geschichten, die sie erzählt, und dadurch, wie sie diese erzählt, und durch ihre Sprache, die als Literatur wie als Refluss mitreißt.

Was bleibt, ist der Wunsch, dass die Autorin von *Hoppe*, sollte es eine Fortsetzung von *Hoppe* geben, diesen Beitrag nicht in ihr Verfahren einbezieht.

LITERATUR

Primärliteratur

BIERI, PETER, Das Handwerk der Freiheit. Über die Entstehung des eigenen Willens, Frankfurt a. M. ⁴2005 [2001].

HOPPE, FELICITAS, Auge in Auge. Über den Umgang mit historischen Stoffen, in: Neue Rundschau 118, 1 (2007), S. 56-69.

DIES., Dankrede. Es gilt das gesprochene Wort, in: DIES./HUBERT SPIEGEL, Georg-Büchner-Preis 2012, Frankfurt a. M. 2012, S. 25-37.

DIES., Hoppe. Roman, Frankfurt a. M. 2012.

MONTAIGNE, MICHEL DE, Essais, Ausw. und Übers. von HERBERT LÜTHY, Zürich 1992.

SEEL, MARTIN, Theorien, Frankfurt a. M. 2009.

SENNETT, RICHARD, Handwerk, aus dem Amerikan. von MICHAEL BIRSCHOFF, Berlin ²2008 [DERS., The Craftsman, New Haven u. a. 2008].

SLOTERDIJK, PETER, Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik, Frankfurt a. M. 2009.

Weitere Primärmedien

SCHÄFER, ANDRÉ [Regie], The World According to Irving [dt. John Irving und wie er die Welt sieht], D u. a. 2012, 90 Min.

Sekundärliteratur

NEUHAUS, STEFAN, Was macht Literatur preiswürdig?, in: www.literaturkritik.at, <http://www.uibk.ac.at/literaturkritik/zeitschrift/1003103.html> [15.6.2012], 1.1.2015.

SPIEGEL, HUBERT, Laudatio, in: FELICITAS HOPPE/DERS., Georg-Büchner-Preis 2012, Frankfurt a. M. 2012, S. 7-23.